Kriegs-Echo

Nr. 13 Wochen-Chronik 10 Pf. (15 Heller)

6. November 1914 Ullstein & Co

Das erste Vierteljahr

Es ist keiner im Volk, der nicht wüßte, daß es um unsere ganze Zukunft geht. Ausländische Beobachter haben festgestellt, daß trotzdem bei uns zu Lande keine Spur von Aufregung, kein Anzeichen von Mißtrauen zu bemerken sei. In der Tat; eine wunderbare Zuversicht, ein starkes, festes, unerschütterliches Vertrauen beherrscht alle. Und dazu der feste Entschluß, auszuhalten und durchzuhalten, was auch kommen mag, bis zum guten Ende.

Immerhin: es sind schwere Wochen und Monate, die wir durchleben, und wir müßten ein Geschlecht von Uebermenschen sein, wenn wir nicht in diesen Tagen der Spannung, der nahenden Entscheidungen danach dürsteten, die Schleier der Zukunft zu durchdringen. Die Nachricht von morgen, von übermorgen ist es, die uns bewegt. Der Geist eilt beflügelt jeder Meldung voraus, wir möchten der kommenden Stunde ihr großes Geheimnis entreißen, wir lauschen mit allen Sinnen auf jeden Klang aus der Ferne, so wie den einsamen Posten im nächtlichen Wald das Fallen eines Blattes, das Singen des eigenen Blutes, das klopfende Herz und das Rauschen des Windes in erregter Spannung hält. Aber so verständlich dieses Harren und Horchen ist, klüger und nützlicher ist es, von Zeit zu Zeit rückwärts zu schauen; daraus ergibt sich von selbst ein Ausblick in die Zukunft.



Der deutsche Kronprinz im Felde

Phot. Grohs

Ein Vierteljahr ist es her, seit das oft Gedachte, nicht Auszudenkende, alles Zerstörende, alles Erneuende, mit einem Mal Wirklichkeit geworden ist. Unsere verantwortlichen Stellen waren sicherlich unterrichtet, wie furchtbar groß die Gefahr in den Wochen war, in denen wir uns zur Abwehr bereit machten. Wir andern aber haben — zum Glück für unsere Nerven — nicht gewußt und kaum geahnt, in welchem Maße unsere Gegner die deutsche Friedensliebe heimtückisch mißbraucht hatten. Was heißer Haß und kalte Bosheit

irgend erdenken können, war zusammengetragen zu einer Lawine, die zermalmend über uns hinbrausen sollte, ehe wir noch recht aus dem Traum von Frieden und Völkerversöhnung erwachten . . .

Da war Rußland, das seit Beginn des Frühjahrs seine Truppenverschiebungen begonnen und so eingerichtet hatte, daß wenige Wochen nach der Kriegserklärung aus dem fernsten Winkel von Asien, vom Amur und vom Eismeer, aus den Quellgebieten des Amudarja und Syrdarja, vom Balkasch- und Baikal-See, vom Ob und Jenissei, aus dem armenischen Gebirgsland und von der mongolischen Grenze jeder verfügbare Mann, jedes Pferd und jeder Karren, jeder Sattel und jeder Zaum an den Grenzen Westeuropas bereit stand, ein Riesenheer gerüstet zum Einfall, gebunden und getrieben von einer barbarischen Disziplin, die unter Mißachtung des Lebens, unter Opferung von Myriaden das Kriegsziel erstrebt. Dieser Gegner allein schien stark und gefährlich genug, um das ganze Europa zu erdrücken. Und neben dem russischen Landheer die englische Flotte. Zehn Tage vor dem Kriegsausbruch bereits mobilisiert. Bis zum letzten Reservisten bemannt. Eine Armada, wie sie noch nie das Meer getragen, gerüstet mit den stärksten Zerstörungswerkzeugen, ausgestattet mit jedem Mittel, das der Menschengeist erdacht hat, um den Gegner ohne ernste Gegenwehr abzuwürgen. Als Dritter im Bund Frankreich, das mit unendlichen Opfern sein Heer, seine Festungen, seine Flotte auf den höchsten Stand der Bereitschaft gebracht hatte. Dazu noch Japans Hilfe und Serbien-Montenegro als Flankenbedrohung für den Bundesgenossen des Deutschen Reiches. Belgiens Festungen, Heer und Volk als Schutzwall, als Wellenbrecher, als Vorposten, dessen Opferung im Kriegsplan der Gegner lag, damit die eigenen Kräfte geschont blieben.

Und was ist erreicht worden mit diesem Aufgebot, zu dem man alles, alles hinzuzog, was mit List und Gewalt auf den Kriegsschauplatz geschleppt werden konnte, alles was waffenfähig schien, ohne Rücksicht auf Stamm und Farbe: blutgierige, zähnefletschende Neger, arme, willenlose Inder, Hilfsvölker aus Australien und Kanada. Was haben sie erzielt mit diesen übermächtigen Heeren und Horden, die wie mit dem Kehrbesen aus allen Winkeln der Welt zusammengefegt wurden? Was haben sie in drei vollen Monaten vermocht gegen Heer und Flotte, gegen Land und Volk von Deutschland und Oesterreich-Ungarn? . . .

Der Weg nach Berlin ist nicht kürzer geworden für die Zarenheere und die Revancheträumer. Die dunkelhäutigen Gurkhas und die bengalischen Reiter haben immer noch sehr geringe Aussicht, in den Parks von Potsdam zu lagern und ihre Pferde in der Havel zu tränken. Die deutsche Flotte harrt noch immer des englischen Angriffs. Die Belgier haben den einzigen Trost, daß auch die Serben von ihren Verbündeten im Stich gelassen wurden . . .

Das ist die Bilanz des ersten Vierteljahrs. Und das zweite hebt an mit bedeutsamen Vorzeichen neuer gewaltiger Ereignisse, die den ganzen Erdkreis zum Schauplatz haben. Der Wind hat sich gewendet, und die Flammen des Weltbrandes nähern sich den Häusern der Verbrecher, die das Feuer kaltblütig entzündet. Burenaufstand in Afrika . . . Der Islam auf dem Marsch . . . Und nirgends ein Helfer in der Not. Was die Grey, Iswolsky, Poincaré gesäet, wird böse Frucht und bittere Ernte. Weltgeschichte . . . Weltgericht!

Wir aber vertrauen auch jetzt, wie zuvor, nur auf die eigene Kraft, die das Größte vermochte. Ueberall in Volk und Heer lebt der feste Wunsch und Wille, der unerschütterliche Entschluß, noch mehr zu leisten, das Letzte, Aeußerste, das sich denken und tun läßt, um den Sieg zu vollenden. Was wir auch verloren haben in diesen schweren Wochen an Geld und Gut, an teuerstem, edelstem Blut, wir haben dafür unendlich gewonnen an nationaler Energie, an Gemeingeist, an stolzer, freudiger Hingabe für das große Ganze. Denn jeder, auch der Letzte im Volk, fühlt, daß es sich nicht zu leben lohnte, wenn das Vaterland erniedrigt würde.

Die Türkei schlägt los

Der Weltbrand verbreitet sich mehr und mehr

Was sich seit längerer Zeit vorbereitete, ist jetzt zur Wirklichkeit geworden. Die Türkei befindet sich im Kriegszustand mit unseren Feinden. Damit tritt der große Krieg in eine neue Phase. Denn wenn auch die Machtmittel der Türkei in diesem Kampf der Millionen an sich nicht entscheidend ins Gewicht fallen, so bildet doch die Teilnahme der Vormacht des Islams den Ausgangspunkt bedeutsamer Entwicklungen in den verschiedensten Weltgegenden.

Die Ursache des türkischen Eintretens in den Kampf liegt völlig klar. Die Türkei weiß, daß sie rettungslos verloren ist, wenn unsere Gegner siegen. Die Teilung ihrer Besitzungen unter den Verbündeten ist eine längst beschlossene Sache. Rußland betrachtet Konstantinopel, Kleinasien und Armenien als sein Erbe. England möchte zu dem ägyptischen Raub Mesopotamien und Arabien fügen und nebenbei Süd-Persien, so daß zwischen Großbritannien und Indien eine unmittelbare Verbindung, ein geschlossenes Weltreich entstünde. Für Frankreich bliebe Syrien aufbewahrt. Jetzt oder nie heißt die Losung für die Erben der einstigen Türkenmacht. Alles ist zu gewinnen, wenig zu verlieren. Mit vorbildlicher Opferwilligkeit und ganz unorientalischem Eifer ist jede Vorbereitung getroffen worden, um die Türkei für die große Schicksalsstunde bereit zu machen.

Den Oberbefehl im türkischen Heer und in der Flotte führt nach einer russischen Meldung Enver Pascha, der seine militärische Ausbildung deutscher Schulung verdankt und wiederholt starke Tatkraft und feurigen Angriffsgeist bewiesen hat. Nach einer weiteren russischen Meldung soll Enver Pascha mit berechtigter Schärfe auf den Terrorismus der Engländer in Aegypten hingewiesen haben. Als Beschützerin der Mohammedaner werde die Türkei gezwungen sein, den ägyptischen Wirren ein Ende zu machen und Aegypten wieder unter die Herrschaft des Kalifen zu bringen. Wenn der Dreiverband von der Befreiung einzelner Nationalitäten spreche, müsse er auch die Befreiung Aegyptens vom englischen Joche zulassen.

In der Tat bildete das Verhalten der Engländer in Aegypten, die sich dort völlig als die Herren aufspielten, nicht nur eine Verletzung aller Verträge, sondern auch die stärkste Herausforderung der Türkei, der immer noch die Schutzherrschaft über diese Provinz zusteht. Dazu kam, daß die Engländer und Russen mit einem Angriff auf die Kreuzer „Goeben“ und „Breslau“ drohten, die von der Türkei angekauft wurden, nachdem die türkischen Großkampfschiffe auf den englischen Werften beschlagnahmt worden waren.

Der erste Angriff ging nach dem amtlichen türkischen Bericht von den Russen aus, die am 29. Oktober ein türkisches Uebungsgeschwader angriffen. Sie hatten einen schweren Mißerfolg. Der Minendampfer „Prut“ ging mit 700 Minen unter. Ferner wurde der russische Torpedojäger



Die Verbreitung des Islam auf der Erde

„Kubanez" versenkt. Weitere russische Schiffe erlitten Beschädigungen. 75 russische Seeleute wurden gerettet und gefangen. Die türkische Flotte blieb unbeschädigt.

Die Schüsse, die im Schwarzen Meer fielen, werden einen gewaltigen Widerhall finden, soweit der Koran gilt und der Mufti die Gläubigen zum Gebet versammelt. Denn der Sultan der Türkei ist auch als Nachfolger der Kalifen von Bagdad der Stellvertreter Mohammeds, das geistliche Haupt aller Bekenner des Islams. Im Orient, wo das nationale Empfinden kaum entwickelt ist, wirkt die religiöse Gemeinschaft um so stärker als Bindemittel. Vor einiger Zeit wurde berichtet, daß nicht nur Persien, das durch die Russennot und die englische Bedrohung längst seine einstige Eifersucht gegen die Türkei bereuen lernte, in enge Beziehungen zu Konstantinopel getreten sei, sondern daß auch der Herrscher von Afghanistan, der die Bergtore nach Indien hütet, im offenen Einverständnis mit der Pforte handele. Ganz Nordafrika ist ein Land des Islam, der immer weiter nach dem Innern des schwarzen Erdteils vordringt. Ein Drittel der Bewohner von Indien, Millionen von Chinesen, Millionen von russischen Untertanen, Millionen von französischen Kolonialbewohnern stehen durch unterirdische Kanäle in dauernder Verbindung mit dem Sitz des Kalifats. Die kommenden Wochen und Monate werden zeigen, ob die Vorsichtsmaßregeln, die zweifellos von England, Rußland und Frankreich getroffen worden sind, ausreichen, um die Ruhe, die Kirchhofsruhe im Orient aufrecht zu erhalten. Ein Schweizer Blatt, die Neuen Züricher Nachrichten, schrieb kürzlich:

„Es ist, als hätte die Nemesis bereits die Hand gegen England erhoben. Die Irländer in der Heimat kriegsunwirsch; das englische Arbeitervolk kriegsmüde; die Irländer in den Vereinigt Staaten kriegsfeindlich. In Aegypten und Indien nim die Gärung unter den Eingeborenen unheimlich zu. Wohl h man die beiden Länder nun fast hermetisch abgeschlossen. Al angesehene Schweizer, die in der allerletzten Zeit von dort zurü gekehrt sind, erzählen, daß in Aegypten sowohl als in Indi schlimme Ereignisse drohen. In Aegypten sei man keinen Mome mehr sicher, wann der Sturm gegen England losgehe. Die E bitterung sei ins Grenzenlose gewachsen. Die erste große Schlap Englands werde das Signal zum allgemeinen Aufruhr sein. M der Erbitterung gegen England gehe die steigende Begeist rung für Deutschland Hand in Hand."

Daß es in der Tiefe gärt und wühlt und zum Licht drän ist nicht zu bezweifeln. Wenn Allah den Türken den Erf verleiht, wird alle Unterdrückung nicht verhindern können, d im Morgenland ein neuer Morgen für viele Millionen a bricht.

*

Wenig beachtet wurde in den Tagen, wo der Kriegsbra sich noch weiter ausbreitete, die Prozeßverhandlung gegen d Verschwörer in Sarajewo, die auf Geheiß Serbiens die Bran fackel geschleudert hatten. Die beiden Mörder des Erzherzo Franz Ferdinand und seiner Gemahlin wurden nach ein Verhandlung, in der die Schuld ihrer serbischen Hintermänn klar hervortrat, zu zwanzig Jahren Kerker verurteilt, weil di elenden Werkzeuge einer elenden Politik bei Begehung ihr Tat noch nicht mündig waren. Gegen fünf Mitverschwore wurde die Todesstrafe erkannt. Die Princip und Cabrinowit sind gerichtet, aber die Vergeltung wäre nur unvollkomm wenn nicht auch die Anstifter, bis hinauf zu den Mitwisse in Petersburg, den Lohn ihrer Taten fänden!

Ein neuer Burenkrieg?

Dewet und Beyers an der Spitze der Freistaaten — Vergeltung!

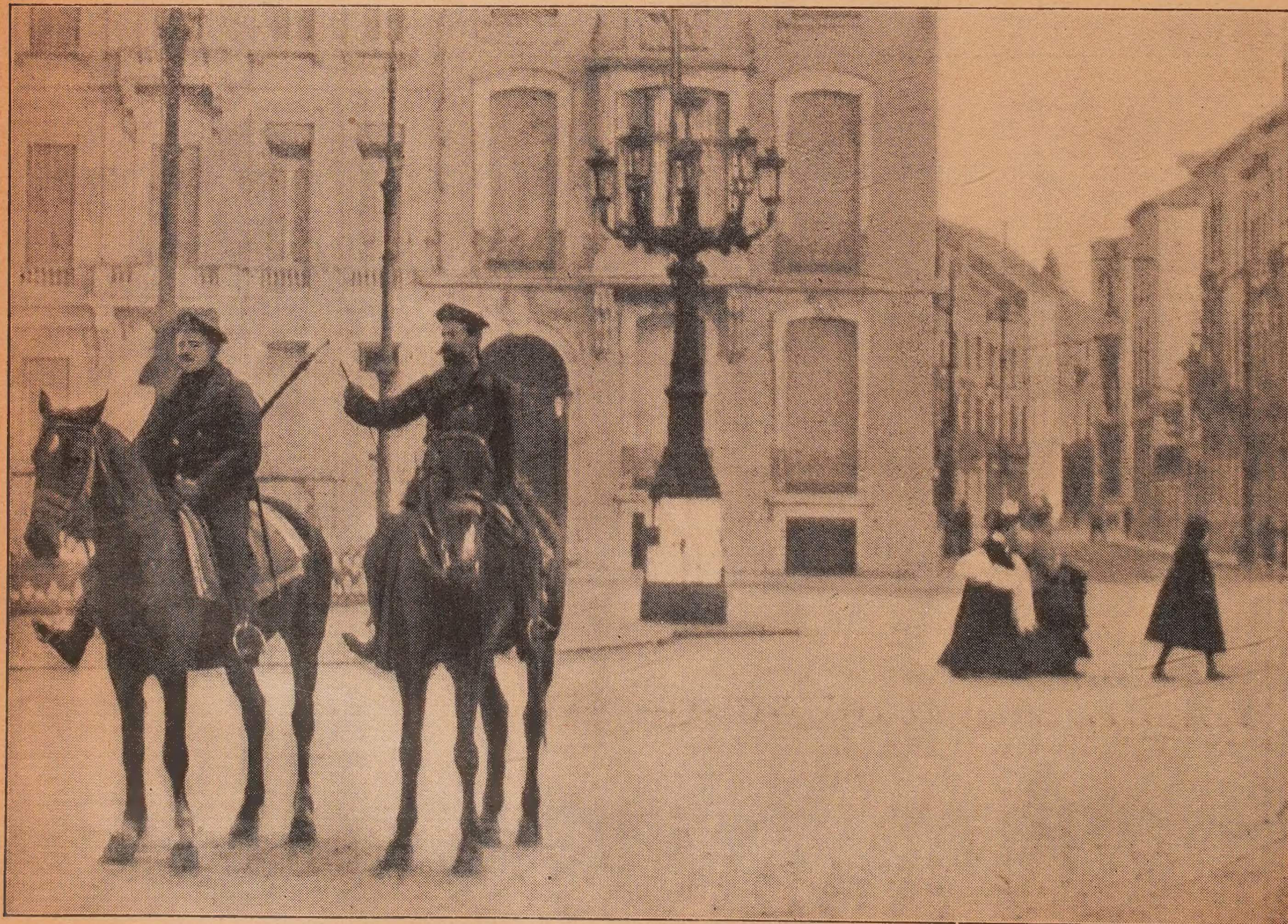
Ernste Schwierigkeiten erheben sich für England auch in Südafrika. Noch sind bei den Buren die Greuel und Nöte des Raubkrieges nicht vergessen, den das freiheitsbringende England gegen die Freistaaten begann, weil diese das Unglück hatten, daß auf ihren friedlichen Aeckern Goldminen und Diamantengruben sich fanden, deren Besitz die Unersättlichen reizte. Noch beherrscht England unumschränkt den Nachrichtendienst, und so hat es lange zu verhindern gewußt, daß die Wahrheit über die südafrikanischen Zustände übers Meer drangen.

Die englische Besatzung hat zu Beginn des Krieges Kapstadt verlassen, weil man jeden Mann auf den europäischen Schlachtfeldern braucht. Man vertraute auf die Versicherungen des Präsidenten der südafrikanischen Regierung, Louis Botha, der sich gegen Ueberlassung bedeutender Summen bereit erklärte, den Krieg nach Deutsch-Südwestafrika zu tragen. Gegen dieses Abenteuer erhoben sich sofort warnende und mahnende Stimmen. Der Oberkommandant der südafrikanischen Streitkräfte, General Beyers, trat mit scharfem Protest von seinem Amt zurück, und Oberst Maritz, der Abkömmling einer der größten Männer der Freistaaten, der im Norden der Kapkolonie an der Grenze von Deutsch-Südwestafrika kommandiert, sagte sich offen von der Regierung los. Nach holländischen Meldungen hat der deutsche Gouverneur Seitz an die Truppen des Obersten Maritz folgende Proklamation gerichtet:

An die holländischen Bürger von Südafrika. Da englische Truppen Romansdrift genommen und die deutsche Grenze überschritten haben, so suchen sie damit den europäischen Krieg nach Südafrika hinüberzubringen. Ich erkläre daher ausdrücklich, daß die Deutschen keinen Krieg gegen die holländischen Bürger von Südafrika wünschen. Sie tun im Gegenteil alles, um den englischen Anfall auf allen Punkten zurückzuwerfen und sie werden den Krieg gegen die Engländer und allein gegen die Engländer bis zum äußersten führen.

Während diese kapländische Bewegung als unbedeutend hingestellt wurde, konnte der Ernst der Lage nicht mehr geleugnet werden, als es auch in Transvaal und im Oranjefreistaat gärte. Nach einem Bericht aus Rotterdam mußte der englische Generalgouverneur der südafrikanischen Union dem englischen Kolonialminister folgende Mitteilung machen:

„Zu ihrem tiefen Bedauern muß die Regierung mitteilen, daß auf Anstiftung einiger im Vordergrund stehender Persönlichkeiten eine große Zahl Buren im Norden der Oranjeflußkolonie und im Westen von Transvaal sich haben verführen lassen, ein Attentat gegen die Regierungsgewalt zu verüben und eine bewaffnete Erhebung und den Aufruhr gegen die Regierung vorzubereiten. Die Regierung hatte schon seit einiger Zeit Kenntnis von diesen Vorbereitungen; aber sie wollte dennoch Blutvergießen vermeiden und den Frieden erhalten. Inzwischen aber vernahm die Regierung, daß die Soldaten und Bürger der Oranjeflußkolonie von General Christian Dewet und in Westtransvaal von General Beyers zu den Waffen gerufen worden sind. Schon sind bewaffnete Kolonnen der Aufständischen gebildet. Die Stadt Heilbron wurde von ihnen besetzt und der dortige Regierungsvertreter gefangen genommen. In Reitz ist ein Zug Landwehrleute aufgehalten und die Landwehrleute sind entwaffnet worden. Unter diesen Umständen ist die Pflicht der Regierung deutlich vorgeschrieben. Sie muß mit Gewalt auftreten. Alle erforderlichen Maßnahmen sind



Berittene Matrosen als Polizisten in den Straßen von Antwerpen — Phot. Benninghoven



Englische Artillerie auf dem Rückzug

bereits getroffen. Die große Mehrheit der Bürger der Union sind durchaus loyal und verwerfen den Gedanken eines Aufstandes. Wenn sie den wahren Sachverhalt vernehmen, werden sie zweifelsohne der Regierung Hilfe leisten, die Ordnung wiederherzustellen, und sich enthalten, die aufständische Bewegung zu ermutigen. (?) Alle loyalen Bürger der Union müssen gegen eine solche Bewegung protestieren. Diejenigen Bürger, die jetzt noch zur Einsicht kommen, haben seitens der Regierung nichts zu befürchten."

Dewet ist der bedeutendste lebende Burenführer, dessen Erfolge im Kampf gegen die englischen Eroberer noch in gutem Gedenken sind. Delaray, ebenfalls ein tapferer Burengeneral, wäre ohne Zweifel auf seiten von Dewet und Beyers, wenn er nicht rechtzeitig von einem englischen Polizisten „aus Versehen" erschossen worden wäre. Mögen auch viele Buren sich mit den Verhältnissen, wie sie sich gestalteten, abgefunden haben, so beweist doch die Tatsache, daß ihre bedeutendsten Führer die Gelegenheit der Befreiung ergreifen wollen, daß die Taten der Engländer, die nicht erst seit Cecil Rhodes und Jamesons Tagen die bittersten Bedränger der Freistaaten sind, noch nicht vergessen und vergeben sind.

*

Englands gewalttätige Weltherrschaft spüren aber nicht nur die ihr Unterworfenen, sondern alle, die sich ihr Lebensrecht auf das freie Meer nicht ohne weiteres nehmen lassen. Die Bedrohung und Vergewaltigung des neutralen Handels ruft bittere Beschwerden nicht nur in Holland, Schweden, Dänemark und Norwegen hervor, sondern auch in Amerika, wo man allmählich erkennt, daß England kein anderes Recht anerkennt als das der Gewalt. Seine Gewalttätigkeit zeigt sich auch in der unerhörten Behandlung der Männer und Frauen deutscher Abkunft, die sich auf englischem Boden aufhalten. Glaubwürdige Berichte erzählen von geradezu unerträglichen Zuständen in den Gefangenenlagern, in die man wahllos alles, was deutsch heißt oder scheint, gleich den schlimmsten Verbrechern zusammenpfercht. Der Hinweis auf die Tatsache, daß die Engländer auf deutschem Boden auch jetzt noch als Gäste behandelt werden, macht drüben nicht den mindesten Eindruck. Im Gegenteil: was uns die Menschlichkeit gebietet, wird als Schwäche ausgelegt. Und deshalb ist es nicht mehr als Pflicht, wenn jetzt England Vergeltung angedroht und im Notfall geübt wird. Ein Ultimatum in diesem Sinn ist England übermittelt worden, das verlangt, daß bis zum 5. November die Freilassung der widerrechtlich Gefangenen erfolgt. Das sächsische Ministerium des Innern bemerkt dazu:

„Die deutschen Behörden können auch anders, wenn es sich darum handelt, Wiedervergeltung zu üben und die in Deutschland noch immer auf freiem Fuß lebenden Engländer und vor allem auch die vielfach recht anmaßend und herausfordernd auftretenden Engländerinnen einmal durch eigene Erfahrung erproben zu lassen, ob und inwieweit die Konzentrationslager nach englischem Vorbild den Anforderungen der Menschlichkeit entsprechen."

Hoffentlich fügt sich die englische Regierung, sonst müßten die Engländer, die sich auf deutschem Boden befinden, die schwere Schuld ihrer Landsleute büßen. Nicht minder schlimm scheint übrigens die Lage der Deutschen, Oesterreicher und Ungarn in Rußland zu sein. Russische Blätter sind voll von Berichten über Verschickung von ausländischen Kriegs- und Zivilgefangenen nach Sibirien. Auch hier wird wohl nichts übrig bleiben als die Drohung mit Vergeltungsmaßregeln, so schmerzhaft der Gedanke ist, daß die Unmenschlichkeit unserer Gegner auch uns zur Härte zwingen soll.

Von den Kriegsschauplätzen des Westens

Der Kampf der Kanäle — Die nutzlose Beschießung der belgischen Küstenorte durch die „Freunde"
In den Argonnen und vor Verdun

Ueber die Neugruppierung der deutschen Streitkräfte, die infolge der Ausdehnung der Schlachtfront bis hinauf zur belgischen Nordsee nötig wurde, sind amtlich keine Mitteilungen erfolgt. Bekanntgegeben wurde nur ein Tagesbefehl des Führers der VI. deutschen Armee, die im August zwischen Metz und den Vogesen gestanden hatte. Daraus geht hervor, daß diese Armee jetzt auf dem rechten Flügel kämpft. Der Armeebefehl des Kronprinzen Rupprecht von Bayern lautete:

Soldaten der sechsten Armee!

Wir haben nun das Glück, auch die Engländer vor unserer Front zu haben, die Truppen jenes Volkes, dessen Neid seit Jahren an der Arbeit war, uns mit einem Ring von Feinden zu umgeben, um uns zu erdrosseln. Ihm haben wir diesen blutigen, ungeheuren Krieg vor allem zu verdanken. Darum, wenn es jetzt gegen diesen Feind geht, übt Vergeltung für die feindliche Hinterlist, für so viele schwere Opfer. Zeigt ihnen, daß die Deutschen nicht so leicht aus der Weltgeschichte zu streichen sind, zeigt ihnen das durch deutsche Hiebe von ganz besonderer Art. Hier ist der Gegner, der der Wiederherstellung des Friedens am meisten im Wege steht. Drauf!

Rupprecht.

Bekanntgegeben wurde ferner, daß der Chef des Generalstabs der Armee, General von Moltke, an Leber- und Gallenbeschwerden erkrankt ist. Seine Geschäfte sind dem Kriegsminister Generalleutnant von Falkenhayn übertragen. Erfreulicherweise befindet sich General von Moltke auf dem Wege der Besserung.

Die Augen des Auslandes sind vor allem auf den nördlichen Flügel gerichtet, auf die hartnäckigen Kämpfe, die sich zwischen Nieuport und der Gegend westlich Lille abspielen. Die heldenhafte Tapferkeit unserer Truppen, unter denen sich auch Marinesoldaten befinden, wird Herr über die unendlichen Schwierigkeiten des Geländes und über den zähen, immer erneuten Widerstand der Feinde, der Engländer, Belgier, Franzosen und Indier. Allein in der letzten Oktoberwoche wurden 1700 Engländer gefangen genommen, darunter eine größere Zahl von Offizieren. In diesen Kämpfen haben die Orte an der Küste schwer gelitten, vor allem durch die Granaten englischer und französischer Kriegsschiffe. Nicht ohne Ironie sagt Admiral von Schröder in einem Aufruf:

Das Beschießen englischer Hotels und englischer Untertanen an der belgischen Küste legt mir die Pflicht auf, zum Schutze der hier verbleibenden englischen Untertanen die nötigen Sicherheitsmaßregeln zu treffen. Ich befehle also, daß alle englischen Untertanen in Ostende und in den benachbarten Küstenplätzen sich eiligst von diesem Platz entfernen und an bestimmten Plätzen zu versammeln haben werden. Sie werden dann unter sicherem Geleit nach der niederländischen Grenze gebracht. Ich lehne jede Verantwortung ab für dieses Elend, welches die vollkommen zwecklose englische Beschießung der jetzt unter deutschem Schutz stehenden Frauen und Kinder bringt. Die Abteilungskommandanten müssen dafür Sorge tragen, daß die flüchtenden Personen mit aller Sorgsamkeit aus den Gebieten entfernt werden, die innerhalb der Beschießungszone den englischen Schiffe liegen.

Uebrigens rechnen die Engländer bereits mit der deutschen Besetzung nicht nur von Nieuport und Dünkirchen, sondern auch von Calais. Prompt bemühen sich die „Times" die Bedeutung dieses Verlustes herabzusetzen. Uns kann es natürlich gleichgültig sein, was die Gegner zu unseren Erfolgen sagen, da wir das Vertrauen haben können, daß unser Generalstab genau das tut, was er für gut findet.

Die Anstrengungen, die unsere Truppen auf dem rechten Flügel machen, dürfen nicht dazu verleiten, die Vorgänge auf den anderen Kampfplätzen zu unterschätzen. Die schweren Kämpfe in den Argonnen, in Wäldern, die zu einer Art von Indianerkrieg zwingen, und die Umschließung von Verdun sind vielleicht nicht minder bedeutsam, und wir dürfen hoffen, daß der Angriff allen Hindernissen zum Trotz vorwärts kommt.

Unsere Flieger haben auch in den letzten Tagen sich vielfach bemerkbar gemacht. Allmählich haben sich unsere Feinde an ihr Erscheinen gewöhnen müssen. Stärkeres Aufsehen hat dagegen das erste Erscheinen eines Zeppelin über Paris gemacht, das nach schwedischen Meldungen am 28. Oktober erfolgte. Mehrere Bomben des Luftschiffes sollen beträchtlichen Schaden angerichtet haben.

Die schweren Kämpfe im Osten

Neue Gruppierung in Westpolen — Die Fortschritte auf den Flügeln — Serbische Niederlagen

In den Schlachten an der Weichsel und ihren westlichen Nebenflüssen hat das Erscheinen außerordentlich starker russischer Hilfstruppen eine Veränderung der Kriegslage herbeigeführt, der sich alsbald mit taktischer Meisterschaft die deutsche und österreichisch-ungarische Führung angepaßt hat. Es ist, wie der Bericht der obersten Heeresleitung vom 28. Oktober mitteilt, notwendig geworden, vor der Uebermacht auszuweichen, nachdem zuvor alle russischen Angriffe erfolgreich abgewiesen worden waren. Die neue Gruppierung der Streitkräfte, die alsbald vorgenommen wurde, läßt erwarten, daß den Russen kein dauernder Erfolg beschieden sein wird. Die bewährte Führung, der sich die tapferen deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen erfreuen, gibt die volle Gewähr eines günstigen Ausgangs, zu dem die Teilerfolge der vorangegangenen Wochen die wirksame Vorbereitung bilden. Hat doch ein einziges österreichisches Korps im Kampf gegen überlegene Kräfte vor Iwangorod 10 000 Gefangene gemacht. Während der Kämpfe der Hauptheere sind die Entscheidungen auf den beiden Flügeln, dem Nordflügel in Ostpreußen und dem Südflügel in Galizien, an Bedeutung zurückgetreten. Die verbündeten Truppen haben auf diesen Schauplätzen gute Erfolge zu verzeichnen. So sind an der ostpreußischen Grenze in den letzten Wochen 13 500 Russen gefangen, 30 Geschütze und 39 Maschinengewehre erbeutet worden. Wenn auch der Entscheidungskampf gegen die russischen Heere noch einige Zeit auf sich warten läßt, so bedeutet doch die Tatsache, daß es dem ungeheuren Machtaufgebot der Russen, trotz aller Opfer an Menschen und Material, nicht gelungen ist, irgendeinen Erfolg zu erzielen, einen moralischen Sieg.

Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz wird der Widerstand der Serben und Montenegriner immer schwächer. Ihre Streitkräfte, die bis in die Nähe von Sarajewo vordringen konnten, hat das Schicksal und Feldzeugmeister Potiorek ereilt. Ganz Ost-Bosnien ist von den plündernden „Befreiern" befreit. Potiorek sagt in der Antwort auf ein Dankteleqramm der Stadtvertretung von Sarajewo:

„Die Abwendung der für die Landeshauptstadt bestandenen Gefahr einer Beunruhigung durch den Feind ist nur der aufopferungsvollen über jedes Lob erhabenen tapferen Haltung unserer Truppen zu danken, die ohne Unterschied der Religion und der Sprache im edlen Wettstreite jederzeit restlos ihr Bestes für die Ehre und den Ruhm des Vaterlandes zu geben bereit sind."

Die neue Weltgeschichte

Die amtlichen Meldungen aus dem Großen Hauptquartier

25. Oktober.

Der Yser—Ypres-Kanal ist zwischen Nieuport und Dixmuiden nach heftigen Kämpfen am 24. Oktober von uns mit weiteren starken Kräften überschritten worden. Oestlich und nordöstlich Ypres hat sich der Feind verstärkt; trotzdem gelang es unseren Truppen, an mehreren Stellen vorzudringen. Etwa 500 Engländer, darunter ein Oberst und 28 Offiziere, wurden gefangen genommen.

Im Osten haben unsere Truppen die Offensive gegen Augustow ergriffen.

In Gegend Iwangorod kämpften unsere Truppen Schulter an Schulter mit den österreichisch-ungarischen; sie machten 1800 Gefangene.

26. Oktober.

Westlich des Yserkanals, zwischen Nieuport und Dixmuiden, welche Orte noch vom Feinde gehalten werden, griffen unsere Truppen den sich dort noch hartnäckig wehrenden Feind an. Das am Kampf sich beteiligende englische Geschwader wurde durch schweres Artilleriefeuer zum Rückzuge gezwungen. Drei Schiffe erhielten Volltreffer. Das ganze Geschwader hielt sich darauf am 25. nachmittags außer Sehweite. Bei Ypres steht der Kampf; südwestlich Ypres sowie westlich und südwestlich Lille machten unsere Truppen im Angriff gute Fortschritte. In erbittertem Häuserkampf erlitten die Engländer große Verluste und ließen über 500 Gefangene in unseren Händen. Nördlich Arras brach ein heftiger französischer Angriff in unserem Feuer zusammen, der Feind hatte starke Verluste.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz schreitet unsere Offensive gegen Augustow vorwärts.

Bei Iwangorod steht der Kampf günstig; eine Entscheidung ist noch nicht gefallen.

27. Oktober.

Die Kämpfe am Abschnitt des Yser—Ypres-Kanals, bei Ypres und südwestlich von Lille werden mit gleicher Hartnäckigkeit fortgesetzt. Die deutschen Truppen haben auch gestern Fortschritte gemacht. Auf dem übrigen Teil der Kampffront im Westen haben sich wesentliche Ereignisse nicht zugetragen.

Südwestlich Warschau sind alle Angriffe starker russischer Kräfte von unseren Truppen zurückgewiesen worden.

Nördlich Iwangorod haben neue russische Armeekorps die Weichsel überschritten.

28. Oktober.

Die Kämpfe bei Nieuport—Dixmuiden dauern noch an. Die Belgier erhielten dort erhebliche Verstärkungen, unsere Angriffe wurden fortgesetzt. 16 englische Kriegsschiffe beteiligten sich am Kampf gegen unseren rechten Flügel; ihr Feuer war erfolglos. Bei Ypres ist die Lage am 27. Oktober unverändert geblieben; westlich Lille wurde unser Angriff mit Erfolg fortgesetzt.

Im Argonnenwald sind wieder einige feindliche Schützengräben genommen worden, deren Besatzung zu Gefangenen gemacht wurde.

In Polen mußten die deutsch-österreichischen Truppen vor neuen russischen Kräften, die von Iwangorod—Warschau und Nowogeorgiewsk vorgingen, ausweichen, nachdem sie bis dahin in mehrtägigen Kämpfen alle russischen Angriffe erfolgreich abgewiesen hatten. Die Russen folgten zunächst nicht. Die Loslösung vom Feinde geschah ohne Schwierigkeit. Unsere Truppen werden sich der Lage entsprechend neu gruppieren.

Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz sind keine wesentlichen Aenderungen.

29. Oktober.

Unser Angriff südöstlich Nieuport gewinnt langsam Boden. Bei Ypres steht der Kampf unverändert. Westlich Lille machten unsere Truppen gute Fortschritte. Mehrere befestigte Stellungen des Feindes wurden genommen, 16 englische Offiziere und über 300 Mann zu Gefangenen gemacht und vier Geschütze erobert. Englische und französische Gegenstöße wurden überall abgewiesen.

Eine vor der Kathedrale von Reims aufgefahrene französische Batterie mit Artillerie-Beobachter auf dem Turme der Kathedrale mußte unter Feuer genommen werden.

Im Argonnenwald wurden die Feinde aus mehreren Schützengräben geworfen und einige Maschinengewehre erbeutet.

Südöstlich Verdun wurde ein heftiger französischer Angriff zurückgeschlagen. Im Gegenangriff stießen unsere Truppen bis in die feindliche Hauptstellung durch, die sie in Besitz nahmen. Die Franzosen erlitten starke Verluste.

Auch östlich der Mosel wurden alle Unternehmungen des Feindes, die an sich ziemlich bedeutungslos waren, zurückgewiesen.

Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz befinden sich unsere Truppen im fortschreitenden Angriff. Während der letzten drei Wochen wurden hier 13500 Russen zu Gefangenen gemacht, 30 Geschütze und 39 Maschinengewehre erbeutet.

Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz haben sich die Verhältnisse seit gestern nicht geändert.

30. Oktober.

Unsere Angriffe südlich Nieuport und östlich Ypres wurden erfolgreich fortgesetzt. Acht Maschinengewehre wurden erbeutet und 200 Engländer zu Gefangenen gemacht.

Im Argonnenwald nahmen unsere Truppen mehrere Blockhäuser und Stützpunkte. Nordwestlich Verdun griffen die Franzosen ohne Erfolg an.

Im übrigen ist im Westen und ebenso auf dem östlichen Kriegsschauplatz die Lage unverändert.

31. Oktober.

Unsere Armee in Belgien nahm gestern Ramscapelle und Bixschote.

Der Angriff auf Ypres schreitet gleichfalls fort. Zandvoorde, Schloß Hollebeke und Wambeke wurden gestürmt. Auch weiter südlich gewannen wir Boden.

Oestlich Soissons wurde der Gegner gleichfalls angegriffen und im Laufe des Tages aus mehreren stark verschanzten Stellungen nördlich von Vailly vertrieben. Am Nachmittag wurde dann Vailly gestürmt und der Feind unter schweren Verlusten über die Aisne zurückgeworfen. Wir machten tausend Gefangene und erbeuteten zwei Maschinengewehre.

Im Argonnenwalde sowie westlich von Verdun und nördlich von Toul brachen wiederholte feindliche Angriffe unter schweren Verlusten für die Franzosen zusammen.

Der Kampf auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz hat noch nicht zu einer Entscheidung geführt. Westlich von Warschau folgen die Russen langsam unseren sich neu gruppierenden Kräften.

Die Meldungen des österreichisch-ungarischen Generalstabes

25. Oktober.

Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatze stehen nunmehr unsere Armeen und starke deutsche Kräfte in einer fast ununterbrochenen Front, die sich von den Nordabfällen der östlichen Karpathen über Stary—Sambor, das östliche Vorgelände der Festung Przemysl, den unteren San und das polnische Weichselland bis in die Gegend von Plozk erstreckt, im Kampfe gegen die Hauptmacht der Russen, die auch ihre kaukasischen, sibirischen und turkestanischen Truppen heranführten. Unsere Offensive über die Karpathen hat stärkere feindliche Kräfte auf sich gezogen. In Mittelgalizien, wo beide Gegner befestigte Stellungen inne haben, steht die Schlacht im allgemeinen. Südöstlich Przemysl und am unteren San errangen unsere Truppen auch in den letzten Tagen mehrfache Erfolge. In Russisch-Polen wurden beiderseits starke Kräfte eingesetzt, die seit gestern südwestlich der Weichselstrecke Iwangorod—Warschau kämpfen.

26. Oktober.

In den Kämpfen vor Iwangorod machten wir bisher 8000 Russen zu Gefangenen und erbeuteten 19 Maschinengewehre. Nächst Jaroslau mußten sich ein russischer Oberst und 200 Mann ergeben. Bei Zalncze (südwestlich Sniatyn) und bei Pasienicza (südwestlich Nadworna) wurde der Feind zurückgeworfen. Die Lage im großen ist unverändert.

27. Oktober.

Die Situation in Mittelgalizien ist unverändert. Südwestlich Iwangorod stehen unsere mit unübertrefflicher Bravour fechtenden Korps, von denen eines allein 10 000 Gefangene gemacht hat, im Kampfe gegen überlegene Kräfte.

Die auf der Romanja Planina geschlagenen serbisch-montenegrinischen Kräfte wurden nach viertägiger unausgesetzter Verfolgung bei Visegrad und Gorazde über die Drina zurückgedrängt. Unsere Truppen erbeuteten hierbei in der Schule bei Hanst Jenica viel Infanterie- und Artilleriemunition und eroberten in den Nachhutkämpfen auf Veliko Brdo-Bracevica Maschinengewehre und Gebirgsgeschütze. Ostbosnien ist hiermit bis an die Drina vom Gegner gesäubert. Am selben Tage, an welchem die Serben und Montenegriner über die Drina zurückgedrängt wurden, haben auch unsere in Serbien stehenden Truppen einen namhaften Erfolg errungen. Zwei feindliche Stellungen bei Ravnja in der Macva wurden im Sturm genommen, hierbei 4 Maschinengewehre, 600 Gewehre und Bomben erbeutet und viele Gefangene gemacht.

28. Oktober.

In Galizien ereignete sich auch gestern nichts Wesentliches. An manchen Teilen der Front haben sich beide Gegner eingegraben. Unsere schweren Geschütze vernichteten mehrere feindliche Batterien und Stützpunkte.

Am 27. Oktober haben wir in Serbien erneut Erfolge errungen. Der Ort Ravnje und die stark befestigte feindliche Stellung an der Dammstraße nördlich Ornabara in der Macva wurden nach tapferer feindlicher Gegenwehr von unseren Truppen erstürmt. Hierbei wurden viel Geschütze und acht Maschinengewehre erobert, fünf Offiziere und 500 Mann gefangen genommen und viel Kriegsmaterial erbeutet.

29. Oktober.

Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz fanden gestern keine größeren Kämpfe statt. In den letzten Tagen wurden die Versuche der Russen, gegen den Raum von Turka (Galizien) vorzudringen, erfolgreich abgewiesen.

30. Oktober.

In Russisch-Polen wurde auch gestern nicht gekämpft. Am unteren San wurden stärkere, südlich Nisko über den Fluß gegangene feindliche Kräfte nach heftigem Gefechte zurückgeworfen. Bei Stary—Sambor sprengte unser Geschützfeuer ein russisches Munitionsdepot in die Luft. Alle feindlichen Angriffe auf die Höhen westlich dieses Ortes wurden abgeschlagen. Im Raume nördlich von Turka gewannen unsere angreifenden Truppen mehrere wichtige Höhenstellungen, die der Feind fluchtartig räumen mußte. Unser Landsturm machte in diesen Kämpfen viele Gefangene.

Die Gesamtzahl der in der Monarchie internierten Kriegsgefangenen betrug am 28. d. Mts. 649 Offiziere und 73 179 Mann, nicht eingerechnet die auf beiden Kriegsschauplätzen sehr zahlreichen, noch nicht abgeschobenen Gefangenen aus den Kämpfen der letzten Wochen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs.
v. Hofer, Generalmajor.

Auf den Meeren und in den Kolonien

Deutsche Kreuzer und Minen — Unsere Helden in den Kolonien

Der deutsche Kreuzer „Emden" wird immer mehr zum Schrecken der Feinde. Nach einer amtlichen Petersburger Meldung aus Tokio hat er neuerdings seine Kraft und Geschicklichkeit auch gegen feindliche Kriegsschiffe erprobt, indem er durch Torpedoschüsse auf der Reede von Pulo Pinang (Hinterindien, an der Straße von Malakka) den russischen Kreuzer „Schemtschug" und einen französischen Torpedojäger vernichtete. Ferner soll dieses „Gespensterschiff", wie es die Engländer nennen, auch den großen japanischen Dampfer „Kamasata Maru" auf dem Weg von Kobe nach Singapore versenkt haben. Auch die Tätigkeit des Kreuzers „Karlsruhe" im Atlantischen Ozean hat täglich neue Erfolge. Auf der Liste ihrer Opfer stehen 13 englische Schiffe, deren Wert die „Times" auf zwanzig Millionen berechnet. Neben diesen Schädigungen durch die Kreuzer, hinter denen nach englischen Ankündigungen nicht weniger als 70 englische, französische, japanische und russische Verfolger her sind, tragen deutsche Minen zur Gefährdung der englischen Seeherrschaft bei. So ist neuerdings der große Dampfer „Manchester" durch eine Mine versenkt worden, und zwar — man denke sich das Erstaunen der Engländer — an der Atlantischen Küste Irlands.

Aus den Kolonien hören wir nur durch feindliche Berichte. Um so mehr ist zu bemerken, daß überwiegend Günstiges gemeldet wird. So berichten die Franzosen aus Tokio, das schlechte Wetter verhindere einen sofortigen Angriff auf Tsingtau. Und aus Kamerun müssen sie berichten, daß der Widerstand der Deutschen mit aller Energie fortdauere. Ueber ostafrikanische Kämpfe berichtet ein Telegramm aus Le Havre, wo bekanntlich die belgische Regierung ihren Sitz aufgeschlagen hat:

> Der Gouverneur von Katanga hat gemeldet, daß belgische Truppen unter dem Kommando des Generalkommissars Henry in einem Gefecht bei Kissenje am Kiwusee durch die Deutschen eine vollständige Niederlage erlitten haben.

Eine erneute Auszeichnung wurde dem Kapitänleutnant Otto Weddigen, dem Führer des Unterseebootes „U. 9" zu Teil, das, wie erst später bekannt wurde, auch den englischen Kreuzer „Hawke" zerstört hat. Weddigen erhielt den Kriegsorden „Pour le mérite".



Englische Soldaten in Gräben, durch Eisenträger gedeckt

Europas Wacht im Osten

Von Björn Björnsor

Rußland! —

Hart und kalt und drohend wie eine geballte Faust wirkt schon der Name, wie wir Germanen ihn aussprechen. Denken wir an das Rußland, das die Macht in Händen hat, dann ist es uns auch eine Faust, die zum Schlage bereit liegt seit Jahrhunderten. Und öffnete sie sich zuweilen einmal, dann war es nur, um einen Würgegriff zu tun — an die Kehlen Wehrloser.

Ich habe in dieser kurzen Zeit Angehörige aller Völkerschaften zu sehen bekommen, die unter der russischen Knute seufzen. Und hörte man sie erzählen — da ward einem zu Mut, als spürte man sie selbst schwer wie einen Hammer auf der Brust, die Russenfaust; dicht vor dem eigenen Antlitz — rauhbehaart und roh und ungeschlacht — als wäre sie von einer Bestie oder einem Troll.

Da stand vor Tagen ein Finnländer vor mir — kreidebleich — ohne Atem. Er hatte Kunde aus Finnland — er mußte sich aussprechen — von den Russen reden. „Sie brechen in unsere Häuser ein — sie schänden unsere Frauen — wie sie es jetzt in Feindesland tun — wie sie es in Ostpreußen getan haben," fügte er hinzu.

Ostpreußen — da flog das Wort auf — „Ostpreußen", sagte einer halblaut, „dort liegt das Land wie eine offene Wunde bloß und die Russenfaust ist blutig wie die eines Metzgers."

Das traf mich wie ein Blitz. Dorthin mußte ich. Ich mußte selbst sehen und hören. Ich wollte selbst Rußland erleben — in Europa.

Mir ist, als ob in diesen Zeiten auch die Trauer selbst ihr Antlitz verhüllen müßte.

Die Römer öffneten die düsteren Käfige der wilden Tiere, die sich über Wehrlose stürzen sollten — Rußland hat seine schwärzeste Tiefe aufgetan, und die Kosaken stiegen hervor. Je weiter wir nach Osten kamen, um so weniger Häuser waren zu sehen, um so jammervollere Menschen zeigten sich, die in den Ruinen suchten, die von ihrem einstigen Eigentum übrig geblieben waren. Diese Ruinen — sie standen und grinsten wie löcherige Totenschädel. Und diese Menschen selbst sahen aus, als wären sie jeden Gedankens bar, als hätte sich alles Elend der Welt dort angehäuft, wo sie nun standen und starrten.

Und all diese Zerstörung, war sie in der Hitze des Kampfes vor sich gegangen? Hatten sich die Kosaken in blinder Empörung oder aus Notwehr auf die Menschen gestürzt? Nein — glaubt das nicht. Ein Scherz, ein Zeitvertreib war's, den sich die Horden des Zaren in müßigen Stunden gegönnt!

„Denk dir," sagte ein Freund zu mir in Lötzen (ich traf ihn zufällig, er stand als Rittmeister bei der Reserve), „denke dir, eine Mutter, eine junge Mutter, kam zu mir. Ich saß mit meinen Leuten im Chausseegraben vor einer kleinen Stadt. Sie schleppte sich förmlich hin zu uns. Auf dem Arm trug sie mühsam ein Kindchen, das sie geboren hatte, gerade als die Kosaken in die Stadt einfielen. Auch zu ihr drangen sie ein wie zu allen anderen — ihre zehnjährige Tochter blieb geschändet zurück, zugrunde gerichtet, tot. — Sie brüllten wie die Tiere, die Kosaken. Alles, was sie sahen, schlugen sie in Stücke, rissen sie in Fetzen. Und alle diese Menschen in der kleinen Stadt, die Hände streckten sie ihnen flehend entgegen — sie hatten keine Waffen. Als Antwort bekamen sie Kugeln in den Leib, Männer, Frauen und Kinder, — ohne Unterschied und ohne Gnade."

Die nächste: „Wir kamen mit russischen Gefangenen durch ein Dorf," erzählte mir ein Soldat in Marienburg. „Vormittags
waren die Kosaken im Ort gewesen Sämtliche Einwohner ha
sich versteckt oder waren geflohen. Da nahmen die Kosaken
Viehbestände, die sie vorfanden, und trieben sie in einer Sch
zusammen. Die steckten sie in Brand. Das Vieh brüllte
jammerte. Da kamen die Bauern hervor. Selbstverständlich.
konnten das Schreien ihres Viehes nicht ruhig mitanhören.
Männer wurden getötet, die Frauen geschändet — vor aller Au
Eine warfen sie ins Feuer — und die Mutter — ihre alte Mut
mußte das mitansehen. Ihr Weinen zerschnitt das Herz.
Soldaten kamen mit unseren Gefangenen — wir machten
und standen da — und wußten nicht zu helfen —"

Noch scheußlichere Dinge könnte ich berichten. Es mag da
genug sein.

Laßt hierher die internationalen Kommissionen kommen,
England sie vorschlägt. Sie könnten der Welt ein Buch zu l
geben: „Die Kosaken des Zaren im Jahre 1914." — — Ich
mich neutral halten und darum nicht öffentlich sagen, wem mei
Meinung nach das Buch zugeeignet werden müßte.

Freilich waren nicht alle Russen den Kosaken gleich. Das m
gerechtigkeitshalber gesagt werden. Die russischen Dragoner
trugen sich verhältnismäßig menschlich. Ein Dragoneroffiz
allerdings ein Balte, hatte selbst einen Mann, mit dem ich spr
vor — den Kosaken gewarnt. „Wir haben ja selbst Angst
ihnen," fügte der Offizier hinzu. Und ein junger deutscher Le
nant — er hatte sich gerade das Eiserne Kreuz verdient —
im Kasino der Festung Lötzen am Tisch des Kommandanten
erzählte uns, daß er mit einem gefangenen russischen Offizier ü
die Schandtaten der Kosaken gesprochen hätte. Wortgetreu berich
der junge Offizier: „Auf Ehre," sagte er, „der Russe hat
geantwortet: „Was wollen Sie? Es ist dieselbe Geschichte
bei uns in Rußland während der Manöver!"

Als wir zur deutschen Grenze zurückkamen, stand dort ein Ma
— ein Bauer. Wir hielten, um nach dem Wege zu fragen. Er
Bescheid. Aber seine Augen waren von Tränen verdunkelt. Was
geschehen? „Meine Tochter — 14 Jahre alt ist sie — haben
Kosaken mitgeschleppt." Er deutete in der Richtung nach Rußla
„Ich sehe sie nie mehr — —" Nein — er sieht sie niemals wie
Die Horden Asiens haben sie mit sich geschleppt.

Asien —? Wir standen an der Grenze und sahen nach Rußl
zurück. Und es war, als blickten wir weit in Sibirien hinein.
wir standen — da war Westeuropa! Man atmete trotz der V
heerungen der Kosaken den Geist, der in der kleinen niedergebrann
Stadt geherrscht hatte. Prächtige Anlagen, herrliche Wege über
Die Häuser, soweit sie noch übrig waren — wie wohlbestellt waren
nicht! Sie sahen doppelt entzückend, ja fast rührend aus, wie sie
verlassen und einsam zwischen den Ruinen standen und davon zeug
was hier einst für eine Stadt gewesen war. Fleiß und Ordn
und Wohlstand herrschten in den Tagen des Friedens. Und hart
der Grenzscheide — dort auf der anderen Seite, einen Schritt n
Osten hin — da lagen erbärmliche kleine Holzhütten — unangeta
Die Wege waren ein brauner Morast, kaum zum Durchkommen,
die russisch-polnische Stadt, aus der wir kamen, war häßlich und
wildert. Sie lag und dehnte sich in ihrem eigenen Schmutz,
könnte nicht einmal mehr die Sintflut sie rein waschen. Dort war As

Kriegsbrot

Von Georg Bernhard

er Bundesrat hat eine Reihe einschneidender Verordnun- lassen, um die Brotversorgung des deutschen Volkes für ze Dauer des Krieges sicher zu stellen. Diese Verordnun- rfallen im wesentlichen in zwei Gruppen: auf der Seite werden für den Großhandel von inländischem en, Weizen und Gerste Höchstpreise festge- auf der anderen Seite wird die Verfütterung von en und Weizen (ähnlich wie es in der Schweiz bereits en ist) verboten. Es wird eine höhere als die bis- liche Ausmahlung des Brotgetreides festgesetzt und es ndlich bestimmt, daß Weizenmehl mit Roggen- und Roggenmehl mit Kartoffelmehl ver- werden muß. Der wesentlichste Zweck der zweiten e dieser Verordnungen ist die „Streckung" unseres es an Brotgetreide. Unsere erst vor kurzer Zeit er- Schätzung der Ernteerträge und der Vorräte hat zwar n Ergebnis geführt, daß wir auch auf einen langen gut vorbereitet sind, aber mit Recht hat die Regierung bt, für alle Möglichkeiten vorsorgen zu müssen. Es t sich nicht um eine von der Furcht vor Mangel dik- Maßnahme, sondern im wesentlichen um einen Akt der t.

ie Absicht der Regierung ist, durch die Bundesratsver- ngen die wirtschaftliche Basis für die volle diplomatische zung unseres bisherigen militärischen Erfolges zu n. England hat, nachdem es einsehen mußte, wie ge- et das Deutsche Reich dem militärischen Ueberfall be- e, in seiner Presse verkünden lassen, daß es den Sieg Deutschland schließlich doch durch den wirtschaftlichen erreichen werde. Es plant nach wie vor unsere Aus- rung, daher seine unkluge Konterbande-Politik, die alle len verbittert, daher auch die unnütze Aufreizung sei- rbündeten zum Widerstand um jeden Preis, daher die ferung von Städten, Ländern und Menschen. Nun ist, sagt, an eine solche Aushungerung nicht zu denken. es ist ja nicht der Krieg allein, den wir zu überdauern Wenn die Waffen schweigen, werden die Diploma- en, und bei der Fülle von Problemen, die gelöst werden , ist selbst ohne bösen Willen auf irgendeiner Seite (an s England aber sicher nicht fehlen lassen wird) eine ge- Zeit für die diplomatischen Verhandlungen in Aus- u nehmen. Während dieses Zwischenspieles zwischen und Frieden müssen die Heere unter Waffen bleiben, lassen sich die schweren Friedensstörungen für unsere Wirtschaft in solcher Epoche nicht ganz ausschalten. Dazu kommt, daß heute niemand wissen kann, wie die Ernte des nächsten Jahres werden wird. Und weil wir auch die un- günstigste Möglichkeit immer noch als möglich annehmen müssen, muß unsere Parole lauten: haushalten. Ge- stalten sich die Dinge nachher günstiger, um so besser. Aber wir dürfen uns durch die optimistische Auffassung der Kriegs- lage und unserer schließlichen Erfolge, so sehr wir auch zu solchem Optimismus berechtigt sind, nicht dazu verleiten lassen, rechtzeitig wirtschaftliche Schanzen aufzuwerfen.

An dieser Schanzarbeit müssen wir alle mitarbeiten. Die Regierung kann schließlich nicht mehr als die Linien abstecken, die Kleinarbeit aber muß von uns allen gemeinsam verrichtet werden. Die Regierung hätte es in der Hand gehabt, die Mäßigung im Brotverbrauch zu erzwingen. Sie hat, bevor sie den Entwurf zu den Verordnungen dem Bundesrat vorlegte, eine Unzahl von Sachverständigen aus den Kreisen der Landwirtschaft, der Industrie und des Händlertums ver- nommen, sie hat endlich auch die organisierten Konsumenten und Arbeiter ohne Unterschied der Parteistellung von den so- zialdemokratischen Organisationen bis zu den christlichen ver- nommen. Sie hat mit Recht Gewicht darauf gelegt, in dieser Zeit der inneren Einigung unseres Volkes auch bei einer so wichtigen wirtschaftlichen Maßregel ihren Vorschlägen die Zu- stimmung aller Parteien und aller wirtschaftlichen Interessenten zu verschaffen. Es wird nicht leicht gewesen sein, die ver- schiedenen widerstrebenden Interessen — wie es tatsächlich ge- schehen ist — in der Frage der Festsetzung von Höchstpreisen unter einen Hut zu bringen. Es wäre für die Regierung viel leichter gewesen, diese brenzliche Frage offen zu lassen, und sie würde damit im Laufe der Zeit sicher zu einer Einschränkung des Brotkonsums gelangt sein. Denn es hätte sicher nicht an Spekulanten gefehlt, die zwar wenig vaterländisch, aber aus spekulativen Profitinteressen große Mengen von Getreide auf- gekauft und eingesperrt hätten. Die dadurch bedingten Preis- steigerungen würden die Bäcker zu kleineren Broten und das Publikum zu geringerem Brotgenuß veranlaßt haben. Wenn es nun nur zu billigen ist, daß Vorsorge gegen eine etwaige Verteuerung des Brotes getroffen wurde, so muß als Gegen- wert dafür vom Volke verlangt werden, daß es sich seiner Pflichten in der Ernährungsfrage bewußt ist. Es soll niemand hungern, aber es soll auch niemand verschwenden, man soll — wie es mir gegenüber neulich jemand sehr schön ausdrückte — lernen, mit dem Brote ehrerbietig umzugehen.

So ist der Krieg

Von einem höheren Offizier

in höherer Offizier schreibt, wie wir der Norddeutschen Ztg. entnehmen, vom Kriegsschauplatz an seine Frau: Du kannst Dir nicht vorstellen, wie es im Kriege zugeht. ndlich werden die Pferdekadaver begraben und all die es Schlachtviehs. Die prachtvollen Chausseen sind hand- it Schlamm bedeckt und weisen Löcher auf, daß Wagen- und Achsen darin zerbrechen.

m Krieg ist alles auf den Kopf gestellt, nur der eigene l, die rohe Gewalt, der Erfolg und der Mut haben Gel- Was wird im Frieden für ein Wesen gemacht um Ver- ingen, um Tote! Bei den jetzigen Stellungskämpfen oft Verwundete zwischen beiden Stellungen. Wir in den Ruhepausen die englischen Krankenträger ruhig en, ihre Verwundeten wegtragen. Sowie aber unsere igen, werden sie sofort beschossen! Wir haben schon rwundete Aerzte, also müssen oft die Aermsten einige en liegen, ehe wir sie holen können. Die Englän- ind ebenso selbstsüchtig und rücksichts- emein im Kriege wie im Handel, sie wollen eben so viele von uns vernichten, wie sie können. Und wie- viel wird und muß verwüstet, vernichtet werden, was im Frieden mit so großer Liebe und Sorgfalt gepflegt wurde! Kann ein Pferd nicht mehr ziehen, schnell den erlösenden Schuß, und tot liegt es da; drei Wochen Ruhe und Frieden und es wäre gerettet. Hat ein Auto einen Maschinendefekt, bautz, liegt's im Chausseegraben, um die Straße freizumachen; wie schnell könnte es in einer Werkstatt in Ruhe repariert werden. Reißt ein Tornister, fort damit, es gibt ja genug von Toten und Verwundeten. Wieviel Vieh wird geschlachtet und oft nur halb oder dreiviertel ausgenutzt! Wie viele Ge- treidegarben werden als Lagerstroh gebraucht; aber die Ruhe für unsere so tapferen Leute ist die Hauptsache!

Ja, die Riesenschlacht dauert immer noch. Wir und die Engländer, an anderen Stellen wir und Franzosen, stehen uns in Schützengräben gegenüber, eingegraben und gedeckt bis an die Zähne. Manchmal ist's halbe Tage und ganze Nächte mäuschenstill auf langen Strecken. Allerdings, irgend- wo ist immer Kanonendonner auf der langen Linie!"

Die große Schlacht in Galizien

Von Ludwig Biró, Kriegsberichterstatter des Pester Lloyd

Der Kanonendonner hat keine Aehnlichkeit mit dem himmlischen Donner. Es fehlt ihm dessen rhythmisches Rollen. Selbst wenn sechs Kanonen nacheinander feuern, selbst dann hat der Kanonendonner nicht das Maestuoso der Melodie, die dem himmlischen Donner innewohnt. (Die 42er Mörser habe ich nicht gehört; ich kann nur von Feldkanonen und den schweren Haubitzen reden.) Die Kanonen geben nur Töne, keine Melodie. Der Schuß dröhnt; seinem Dröhnen folgt ein kurzes Echo, aber dieses dumpfe Echo schweigt bald, wird so rasch abgeschnitten, wie das Schwingen der angeschlagenen Klaviersaite, wenn die Sordine es erstickt. Nun sind die Kanonen vor uns; ihr Dröhnen ist stärker und gewaltiger, als da wir sie aus zehn Kilometer Entfernung hörten, aber auch jetzt nicht furchtbarer. Das Ohr muß sich daran gewöhnen, nicht die Nerven. An den Donner kann man sich nie gewöhnen, an das Donnern der Geschütze im Verlauf von Minuten. Wenige hundert Schritte vor dem Dorfe dröhnen die Kanonen, auf den Dorfstraßen aber stehen bärtige polnische Juden umher und besprechen die Lage; Frauen kommen und gehen; Kinder laufen hin und her; und nur die eine oder die andere besonders ängstliche Mutter ruft ihre Kinder ins Haus. Als wären sie in der strohgedeckten, niederen Hütte vor den Granaten sicher . . .

Der Kanonendonner ist nicht wie der himmlische Donner. Wie ist er also? Aus der Ferne klingt er etwa, als polterte eine furchtbare Faust an eine ungeheure Bretterwand. Die Faust dröhnt gegen das Holz. Eins—zwei. Pause. Eins—zwei. Dann gerät sie in Wut. Und nun sausen die Schläge: eins—eins—eins—eins—eins—eins. In raschem Nacheinander sechsmal.

Wenn man sich den Geschützen nähert, so kommt man darauf, daß die riesige Faust nicht auf eine Bretterwand, sondern auf ein riesiges Faß aufschlägt. Das Faß dröhnt und poltert hohl. Eins—zwei. Dann: eins—eins—eins; und weiter bis sechs. Kommt man näher, so entdeckt man, daß die ungeheure Faust nicht auf ein Faß, sondern auf eine riesige Blechplatte aufschlägt. Und dabei kann es wohl bleiben. Mehr Vergleiche gibt es nicht. Der Ton der abgefeuerten Kanone ist — wenn man hinter ihr steht — ein metallenes, grelles Knattern, ein knatterndes Dröhnen, das in diesem Augenblick nichts anderem mehr gleicht, nur eben dem Donner der feuernden Kanonen.

*

Nowe-Miasto. Eine kleine Bahnstation. Ein nettes, ordentliches, kleines Gebäude. Diesseits der Eisenbahnschienen großes Fuhrwerkslager — der Train der im Feuer stehenden Truppen —, jenseits der Schienen beginnt bald das Dorf. Links davon, vorn am sanften Hügelabhang, zwischen grünen Bäumen, ein paar leuchtend rote Dächer, ein zweites, noch kleineres Dorf. Es heißt Komarovicze. Rechts, ganz vorn, weit von hier, die Magiera-Höhe, wo sich die Russen eingeschanzt hatten — sie hatten mit großer Kunst ganze Betonbauten aufgeführt — und um die lange der Kampf tobte.

Wir gehen ins Dorf. Nowe-Miasto . . . diesen Namen werde ich nie vergessen. Nowe-Miasto . . . ich habe viele schmutzige kleine Dörfer gesehen, aber etwas so Schmutziges noch nie. Und nicht Nowe-Miasto ist schuld daran, daß es so schmutzig ist. Der Krieg ist es, der — bei all seiner überwältigenden Hoheit — das Schmutzigste auf der Welt ist. Die auf engem Raum zusammengepferchten vielen tausend Menschen, der Straßenkot, der haftet, das Stroh, das klebt, die Menschen, Wagen, Pferde, die Feldküchen, die sich vor den einschlagenden Granaten hierher, hinter die Kirche, verkrochen haben, der Verbandplatz, wo es große und harte Arbeit gibt, die Munitionskolonnen, die über Stock und Stein vorwärtsstürmen, das Feldtelephon, das um jeden Preis eingeschaltet werden muß, die Telegraphenleitung, das Fieber, das Keuchen, das Vorwärtsdrängen, das sich nicht darum schert, was an ihm haften bleibt und was es zerstört und was es hinter sich zurückläßt, das nur ein Gebot kennt: vorwärts, vorwärts, vorwärts.

*

Wir ziehen durch den verwahrlosten Hof eines Bauernhauses, setzen über einen Graben, rutschen in den Graben hinein, klettern auf einen Hügel, wandern zehn Minuten lang über ein Stoppelfeld, finden in einer kleinen Grube — den Fernsprechapparat in der Hand — einen Artillerieoberleutnant. Der Oberleutnant kommt mit uns, wir marschieren noch fünf Minuten, und nun haben wir einen Teil unserer Geschützlinie vor uns.

Ein sanfter Hügel; am Fuße des Hügels rechts sechs Haubitzen nebeneinander; links von ihnen — etwa 150 Schritt weit — wieder sechs Haubitzen. Links hinten, hinter der linksseitigen Haubitzenbatterie, wieder eine Batterie auf einem Hügel. Rechts vorn, in einem Hügelabhang eingegraben, die vierte Batterie. Wieder links, aber schon so weit, daß wir sie nicht sehen können, eine fünfte Batterie.

Jenseits der Hügel dringt in breiter Schwarmlinie unsere Infanterie vor; wenn die Kanonen ein paar Augenblicke lang schweigen, hört man das Knattern der Mannlicher- und das Knarren der Maschinengewehre. Aber die Kanonen schweigen nicht oft. Bald feuert die eine, bald die andere Batterie. Sie arbeiten exakt, ruhig, rasch. Die Kanonen feuern. Sechs metallische Schläge nacheinander. Die Kanone wird wieder geladen. Kurze Pause. Dann wieder sechs Schüsse.

Wir gehen unter dem Kanonenfeuer weiter und lassen uns hinter der rechtsstehenden Haubitzenbatterie nieder; wir warten und schauen. Die sechs Haubitzen stehen schön aneinandergereiht da; weiter hinten, paar hundert Schritte weit, stehen in schöner Ordnung die Protzen; hundert Schritte weiter liegen hinter Deckungen, in kunstvoll gegrabenen Gräben, ein Unteroffizier mit den Verwundetenträgern; um die Mitte der sechs Kanonen herum, in einer Erdgrube, in einer Art Loge, sitzt der erste Offizier — ein Oberleutnant — mit der Telephonmuschel in der Hand; er hält die Muschel ununterbrochen ans Ohr und nimmt Befehle auf — vom Batteriekommandanten, der irgendwo weit vorn steht — und erteilt ruhig, mit einförmiger Stimme, das Kommando.

— Vierundvierzig. Tempierung vierundvierzig. Lage vom sechsten.

Hinter den Haubitzen stehen die Unteroffiziere mit Papier und Bleistift in der Hand; sowie der Befehl erscholl, entsteht bei den Haubitzen eine Bewegung, aus den Kisten wird Munition genommen, die Schrapnells werden tempiert, in das Geschütz geladen, das Geschütz steht zum Abfeuern fertig, die Soldaten treten einen Schritt zurück, der zweite Offizier rührt sich, die Artilleristen halten sich die Ohren zu, der Geschützvormeister winkt, das äußerste linke Geschütz wird abgefeuert, dann das zweite, dritte . . . eins—eins—eins . . . alle sechs der Reihe nach.

Der erste Offizier in seiner eigentümlichen kleinen Loge hält den Hörer ans Ohr und sagt ruhig, gleichmäßig aufs neue:

— Vierundvierzig. Tempierung vierundvierzig. Lage vom sechsten.

Sie laden, sie halten sich die Ohren zu, sie schießen. Wie bei den Schießübungen.



Die von den Russen zerstörte Eisenbahnbrücke vor Tschenstochau (Polen) Phot. Gebr. Haeckel

Die Zerstörung der Brücke, die sofort nach dem Kriegsausbruch erfolgte, war zwecklos, da sehr schnell für Ersatz gesorgt wurde

So arbeiten diese Artilleristen, als ob dies nur feldmäßiges Schießen wäre. Inzwischen wird ein Korporal Sarosi dringend angehalten, von hinten doch schon Munition zu senden, inzwischen bleibt ein entsetzter Hase vor der linken Batterie stehen, dann läuft er hierher nach rechts herüber, eilt erschrocken zwischen den Haubitzen durch und jagt entsetzt hinter unserem Rücken davon. Inzwischen schießt die hintere linke Batterie ständig über die vordere linke Batterie hinweg. Inzwischen schwenkt langsam trabend eine neue Batterie zwischen den Hügeln ein und bezieht ihre Aufstellung. Inzwischen kommen aus der vorderen Schwarmlinie Leichtverletzte auf eigenen Füßen zurück und die Blessiertenträger bringen ruhig und vorsichtig Schwerverletzte. Alldies ist immer noch so, als ob es ein großes Manöver wäre. Keine Haubitze sieht das Ziel, das sie beschießt. Und dreißig Schritt vor uns ist auf dem Felde ein großes schwarzes Loch; vor einer halben Stunde wurde es von einer russischen Granate gerissen; und dennoch empfindet man keinen Augenblick eine Unruhe, Besorgnis oder Erregung. Das Geschütz muß geladen werden; das Geschütz muß abgefeuert werden; die Arbeit muß pünktlich gemacht werden; die Munition muß beizeiten hier sein; hier kann an nichts anderes gedacht werden.

*

Dort vorn, um die Magiera-Höhe herum und die ganze lange Kampflinie entlang, dröhnen die Geschütze; in der Luft schaukeln die weißen Rauchpilze der Schrapnells; wir machen uns auf den Heimweg.

Seit fünf Stunden schon marschieren wir fast ununterbrochen über Stock und Stein, Gestrüpp und Stoppelfelder und Kot. Einmal — als wir von Nowe-Miasto hinaus zu den Batterien strebten — stolperte ich in einen Graben hinein und versank bis zu den Knien im Kot. Das schmutzige Wasser rann mir in die Schuhe.

Ich bin durstig. Ich bin müde. Ich bin schmutzig. Trinken! Sitzen! Waschen! Und? Was fühle ich noch? Was fühle ich beim Erzittern der Luft und als die russische Granate ihren Erdtrichter und Rauchtrichter vor uns emporgewirbelt hat? Ich möchte gern mir vormachen, daß ich dabei erschüttert und mein Erlebnis furchtbar war. Aber das war es nicht. Es war nicht zum Fürchten — es war nicht zum Fürchten. Als die eine Granate kam, stand ein Zugsführer neben mir, ein steirischer Soldat. Die Granate kam durch die Luft. Der steirische Soldat blickte hinauf und sagte lächelnd:

„Hopsasa!"

In der Luft ist die dahinsausende Granate natürlich nicht zu sehen, aber auch ich blickte hinauf. Ich sagte nichts, aber für mich selbst meinte ich stumm:

„Na, na, na, na!"

Wie wenn das Pferd sich mit dem Hinterschenkel auf den Menschen zudrängt und man dem Pferde, das einen doch nicht versteht, halb lächelnd sagen würde:

„Na, du, stoß mich nicht! . . ."

Das ist kein Heldenmut. Es geht nicht anders. Man kann sich nicht fürchten. Es ist unmöglich, sich zu fürchten. Man ist mit anderen Dingen beschäftigt.

Der Soldat fürchtet sich auch nicht. Und im Kriege ist nicht der Tod das Furchtbare. Jetzt ist es Abend; durstig, müde und beschmutzt kehre ich heim; und jetzt weiß ich es gewiß, was ich bisher immer geahnt hatte, daß im Kriege nicht die Todesgefahr und nicht der Tod das Furchtbare seien, sondern der Durst, die Müdigkeit und der Schmutz.

Monokel und Eisernes Kreuz

Ein Oberleutnant der Landwehr-Kavallerie schildert seiner Frau, die den Brief dem Hamburger Fremdenblatt überlassen hat, folgende Begegnung:

Goethe hat zu Eckermann eine Aeußerung getan, der ich vor allen anderen von ganzem Herzen zustimme.

Anläßlich eines Gesprächs über die Witzblätter sagte er: „Ich mag mir meine Welt nicht verzerren lassen!" Tragen die Witzblattzeichnungen schon dazu bei, die Völker untereinander zu verhetzen und die Verständigung zu erschweren, so zeigte sich diese Wirkung ganz besonders im Volke selber, in der Verhetzung der Klassen.

In dieser meiner Ansicht wurde ich durch nachfolgende Episode bestärkt, die ich vor einigen Tagen erlebte.

Ich sitze in . . . in dem Restaurant des kleinen Hotels und genieße das sehr gute Essen, das hier niemand vermutet hätte, als sich die Tür öffnet und ein Husarenoffizier eintritt.

Eine Karikatur, wie sie die Witzblätter zu Hunderten und Tausenden gebracht haben.

Klein, hager, ganz blond, fast kahl, blutjung, ein Monokel im Auge und eine krähende, schnarrende Stimme. Ich bin unwillkürlich peinlich berührt, hier mitten im Kriege in der grauen Uniform, die den Ernst der Lage so wunderbar verkörpert, einen solchen Gecken zu treffen.

Da tritt der junge Leutnant näher, stellt sich vor und bittet um die Erlaubnis, sich an meinen Tisch setzen zu dürfen. In diesem Augenblick gewahre ich das Eiserne Kreuz. Lässig hängt das schöne, von Rauch modellierte Ehrenzeichen mitten auf der Brust an den Schnüren des Attilas.

Als ich mit dem Husaren ins Gespräch komme, ist meine erste Frage: „Wo haben Sie sich das Kreuz verdient?" Denn jeder weiß, daß es nur auf dem Wege mitten durch Tod und Verderben errungen wird. Sein Anblick zeigt feurige Augen und eine rasche Hand, kühnes Gelingen und lächelndes Glück.

„Durch fünf Fernpatrouillen."

„Bitte, erzählen Sie doch."

Ich will versuchen, das, was ich davon behalten, wiederzugeben, und das in der abgehackten, charakteristischen Soldatensprache, die keine Ruhmredigkeit kennt, sondern sich über Tod und Gefahr mit der gleichen Schnoddrigkeit äußert wie über einen rasch erhaschten Kuß:

„Ich habe die ersten Gefangenen gemacht, die in dem Kriege gegen Rußland gemacht worden sind. Ich reite mit Gottvertrauen über Soldau vor. Komme um die Ecke, und da jagt meine Spitze auf mich zu und schreit: „Stärkere feindliche Kräfte!" Wir machen kehrt, biegen rechts ab und sehen zwei Russen. Verbindungsleute offenbar. Ich auf sie zu und schreie:

„Ruki wir!" (Hände hoch.) Die Waffen, die Gewehre weg! Die Schufte sind ja zu feige und tun's auch, und ich ziehe, stolz wie ein Spanier, mit den beiden Halunken bei meiner Division ein.

Den Anmarsch der Armee Rennenkampf habe ich eher gemeldet als die Flieger. Das war eine verdammte Sache. Die Russen hatten es bald 'raus, daß ich zwischen ihnen saß, und nun suchten sie mich einzukreisen; aber immer entschlüpfte ich ihnen wieder. — Am Morgen, als die Armee Rennenkampf aufbrach, sah ich an der einen Straße Infanterie anmarschieren, die Russen marschieren immer mit Infanterie-Seitendeckung, und dann kombinierte ich und hatte das Schwein, richtig zu kombinieren. — Am Abend hatte ich dann aber doch Angst. Ich ließ die Leute nichts merken und ließ, als ob ich die ganze Nacht über dableiben wollte, in einem Gehöft absatteln und tränken, und um zehn Uhr, als es ganz dunkel war, kommandiere ich: „Satteln!" Die Gesichter von den Kerls, denn jetzt merkten sie den Unrat."

Er wird nachdenklich und putzt sein Monokel: „Ja, da draußen lernt man wieder an seinen Herrgott glauben." Er schweigt einige Augenblicke, trinkt still ein Glas und fährt dann fort: „Als ich zur Division zurückkam, war ich der große Mann. Ich war des Todes erstaunt. Ich wußte ja gar nicht, daß meine Meldung so wichtig gewesen war. Und die Hauptsache hatte doch der Meldereiter getan, daß der Kerl sich nicht hat abfassen lassen, sondern die Meldung richtig an Ort und Stelle gebracht hat. — Aber das war fein!

Bei Tannenberg, das hätten Sie sehen sollen, da funkte unsere schwere Artillerie immer in einen Wald, in dem große russische Kräfte gemeldet waren. Ich bin nachher durchgeritten; das sah grauenhaft aus. Aber draußen," — er lacht, daß er sich schüttelt — „hatten doch die Schufte die Gewehre weggeworfen, daß sie mauerhoch lagen. Die Schwadronen, die da vorgingen, hatten nur Verletzungen an den Pferdebeinen, dadurch, daß sie auf die Gewehre und die Bajonette traten. Wie Schafleder reißen sie aus. Alles werfen sie weg. Pruski! Pruski! Dalli! Dalli! Dalli! Ohne Hosen und Strümpfe sind sie ausgerückt! — Aber hinterlistig sind die Schufte. Da muß man sich in acht nehmen. Pardon wird nicht mehr gegeben, seitdem sie die weiße Fahne herausgesteckt hatten und dann, als unsere Kameraden kamen, darauf losschossen. Pardon wird nicht mehr gegeben. Ein Freund von mir, Batteriechef, war bei Tannenberg in Stellung. Da kommen zwei Schwadronen auf ihn zu. Die erste hat die weiße Flagge hoch, die zweite nicht. „Ach, Jungens, wartet nur," denkt er. Bis auf 150 Schritt läßt er sie herankommen und dann „Feuer!", und kein Mann bleibt am Leben."

Er schweigt und fährt dann fort: „Einmal war ich Spitze, oder besser Patrouille von der Spitze der Division. Da komme ich an ein Dorf heran, wo die Russen sich dahinter verschanzt haben. Sie buddeln sich ja immer ein und greifen nie an. Aber vor dem Dorf war noch ein alter Schützengraben, den sie vorher gebuddelt hatten. Ich befehle meinen Leuten, die Pferde hinten zu lassen, und in den Graben hinein. Dann befehle ich Visier 1100 und 1200 und warte nun, bis die Kerle aus dem Graben da drüben rauskriechen. Richtig, es dauert nicht lange, da heben sie die Köpfe und kriechen einer nach dem andern heraus. Ich sage zu meinen Leuten, recht hübsch warten, dann fällt uns die Pastete in den Schoß. Also richtig kommen die Kerle in die Entfernung hinein, und nun wird gefunkt, und zehn müssen daran glauben. Da es aber immer mehr werden und wir ja als Patrouille eigentlich nicht zum Kämpfen da sind, ziehe ich mich zurück und warte ab. Als die letzten im Dorf nach rechts abbiegen, jage ich mit meiner Patrouille in das Dorf und schreie wieder: „Ruki wir!" (Hände hoch) und fasse doch, bei Gott, neunundzwanzig ab, die ich nach hinten bringe."

Ich betrachte mir den kleinen Leutnant noch einmal und sehe nur noch das Eiserne Kreuz. All das Lächerliche, das seine Erscheinung beim Eintreten hatte, ist verschwunden, und einzig der Held ist geblieben, der sich mit wenigen Reitern mitten in das Lager des Feindes gewagt und wertvolle Nachrichten nach Hause gebracht hat.

F. F. v. C.

Sonette aus dem Schützengraben

Von Hans Ehrenbaum

I.

Wir haben die Gewehre in den Händen
und stolpern langsam durch die schwere Nacht.
Wir hören Flüstern, und wenn Astwerk kracht,
und keiner weiß wo unsere Reihen enden.

Da kommt vom Feind, der fern verborgen steht,
ein Stoß von Licht ins Dunkel. Und wie Glas
sind plötzlich dünner Wald und hohes Gras
von einem triefend weißen Glanz durchweht.

Und wir, vereinsamt unter feuchtem Laub,
weglos hintastend und in starrem Lauschen
auf jeden Schuß, der in die Täler hallt,

seh'n die Kolonnen, schattenhaft geballt,
augenblickskurz über die Stoppeln rauschen . . .
Da wirft uns ein Befehl jäh in den Staub.

II.

Hungrig und schlaflos seit drei langen Tagen
liegen wir immer noch im Waldgefecht;
durch unsere Pulse, die ermüdet schlagen,
schleppt sich der Blutstrom traurig und geschwächt.

Hart platscht der Regen in die Schützengräben
und läßt uns frieren wie ein kleines Kind,
daß wir bald steif wie Gliederpuppen sind
und starr im aufgeweichten Boden kleben.

Und von den Schüssen, die sich langsam lösen,
wissen die krummen Hände nicht mehr viel.
Wir denken nur noch „Schlafen" oder „Brot".

Da tacken leicht und rhythmisch wie im Spiel
vom ausgebrannten Dorf die Mitrailleusen
und reißen uns elektrisch hin zum Ziel.

Spielmanns Tod

Von den Kameraden der 6. Komp. 107. Res.-Regt. einem gefallenen Kameraden gewidmet

Schlacht ist aus, ein Tag zu End';
eichen Freunde sich die Händ'.
n ward zwei-, dreimal abgezählt —
mancher fehlt, gar mancher fehlt.
mit dem nächsten Morgengraus
Krankenträger zogen aus.
bringen sie so bang und schwer
blutbefleckter Bahre her?

Der Spielmann ist's, mein Kamerad,
Der hier den Tod erlitten hat.
Ich schau ihm still ins Angesicht —
Er sieht mich nicht, er sieht mich nicht.
Wir legten ihn ins kühle Grab,
Daß er sein Ruhebette hab'.
Und wenn ich dran vorübergeh',
Wird's mir im Herzen weh, so weh.

Aufs Grab, mit Blumen überdeckt,
Ward noch ein Kreuzlein aufgesteckt.
„Gott gebe ihm die ew'ge Ruh!"
Laßt singen uns ein Lied dazu.
Wer weiß, ob nicht schon diese Nacht
Die Kugel uns ein Ende macht?
Man gräbt uns ein im grünen Wald,
Wer weiß, wie bald — wer weiß, wie bald.

Die Musik der Schlacht

Von Karl Escher

Kameraden, ist der Kapellmeister da? —
In der vordersten Reihe, da steht er ja,
Mit dem Taktstock, dem Säbel, weist er auf das Ziel!
Nun auf, Musikanten, beginnt Euer Spiel!

„Sprung auf! Und marsch, marsch!" . . . Die Salve kracht;
Ein Hurra: so beginnt die Musik der Schlacht.
Sie schreibt mit Notenköpfen aus Erz
Die Melodie in der Feinde Herz.

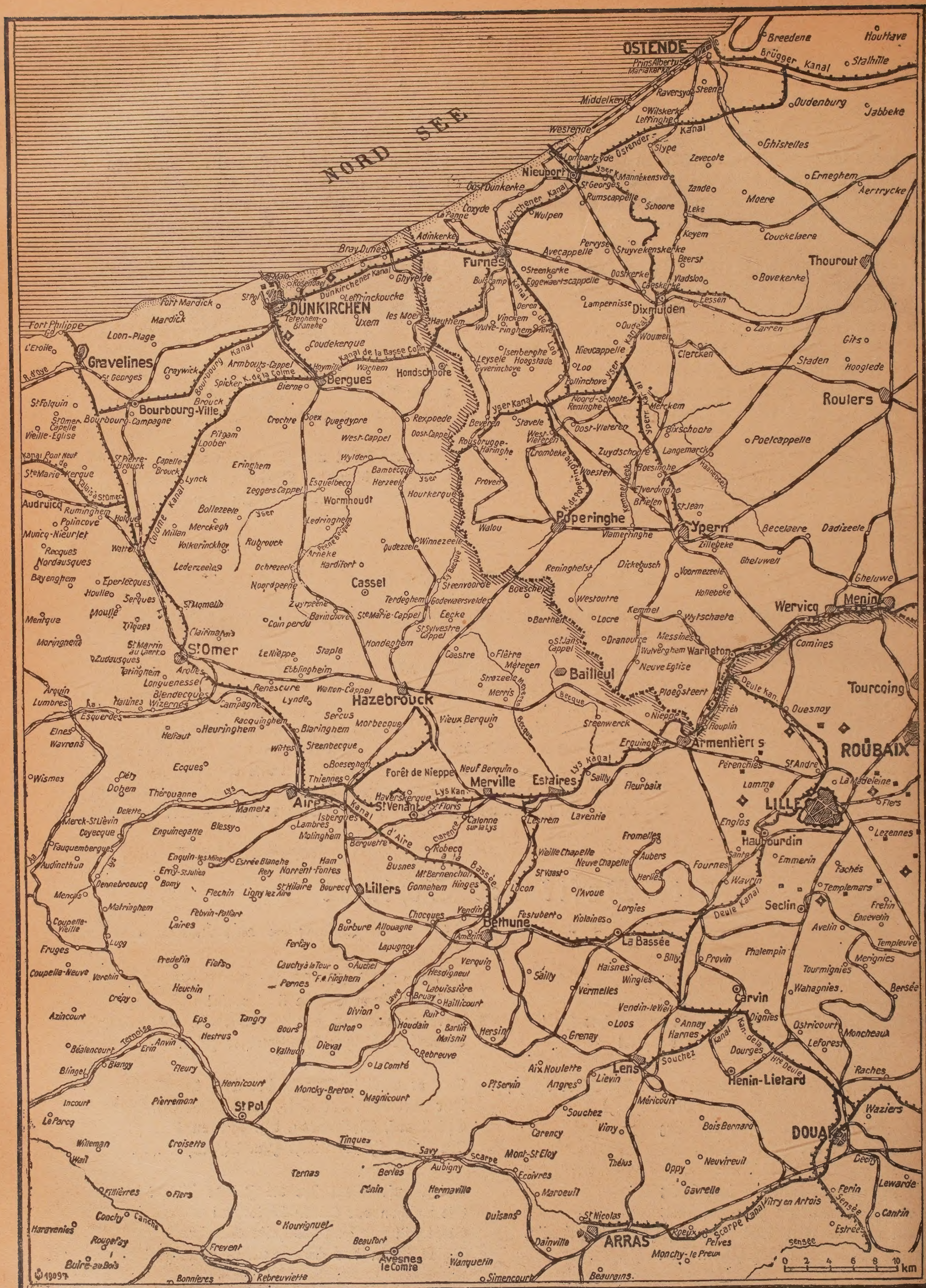
Maschinengewehre knattern den Takt;
Der Marsch schwillt an zum Katarakt,
Schwillt an und wird laut, wird Pfeifen und Schrei'n,
Kanonen brüllen den Baß hinein . . .

Und der Taktstock? Ist der Kapellmeister da? —
Auf zerrissener Scholle liegt er ja!
Vorüber, vorüber, der Marsch bleibt nicht stehn,
Es muß auch ohne Kapellmeister gehn!

Nur vorwärts! Das ist der Text der Musik.
Nur vorwärts, vorwärts, durch dünn und dick!
Spielt auf, Musikanten, den eh'rnen Choral,
Ihr spielt ihn vielleicht zum letztenmal . . .

Spielt auf! Seht Ihr die Feinde fliehn?
Sie weichen vor Euren Melodien!
Steht still und hoch das heiße Gewehr,
Schickt ihnen das Schwanenlied hinterher!

Vorüber die Schlacht. — Trompetensignale . . .
Musikanten, das ist das letzte Finale . . .
Nun heulen wie Wölfe die Winde zur Nacht . . .
So endet die Eisenmusik der Schlacht.



Der nordwestliche Kampfplatz

Druck und Verlag Ullstein & Co., Berlin SW 68. — Verantwortlich für die Redaktion: Julius Elbau, Berlin-Tempelhof.
Bestellungen bei allen Buchhandlungen sowie bei den Geschäftsstellen des Verlages Ullstein & Co. Hauptvertriebsstelle: Berlin SW 68, Kochstr. 22.